

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

283 (5.12.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 5. Dezember 1925

Rainer Maria Rilke

Zum 50. Geburtstag des Dichters am 4. Dezember
von Hanns Martin Elster

Die Erscheinung Rainer Maria Rilkes, Sinn und Richtung seiner Werke sind uns heute, nachdem eine fast fünfzigjährige Entwicklung persönlich wie zeitgeschichtlich vor uns liegt, offenbar. Es laufen zwar noch immer Meinungen, Fehlurteile um, die sich an einzelnen Werken dieses Dichters hängen, ihn rein ästhetisch schätzen oder als den letzten Impressionisten, als den absoluten Dekadenten. Doch wer das Schaffen von den ersten Versen „Reben und Veder“ aus dem Jahre 1894 bis zu den „Sonetten an Orpheus“ und den „Duineser Elegien“ von 1923 über die Stationen der „zwei Prager Geschichten“ (1899), der Gedichte „Mir zur Feier“ (1899), der „Geschichten vom lieben Gott“ (1901), des „Buches der Bilder“ (1902), der Wortswebe- und Robin-Monographien (1903/04), des „Stundenbuchs“ (1906), der „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“ (1906), der „Neuen Gedichte“ (1907/08) und der „Aufzeichnungen des Malte Laurids Viggo“ (1910) sämtlich im Einzelverlag Leipzig) zusammen den wichtigsten und immer bedeutsameren Überlegungen über sich und die Welt, die hier ein durch und durch religiöser Mensch den Weg von außen nach innen, von dem Leiden am Bilde der Welt zur Erkenntnis Gottes und schließlich — wie in den „Sonetten an Orpheus“ — zur glückseligen Freiheit im schöpferischen Gottesdienste ging.

Dieser Weg Rilkes hat höhere Bedeutung für die letzten dreißig Jahre, denn es ist der Weg des Geistes überhaupt. Es ist jene Wandlung von Materialismus, der künstlerisch als Impressionismus Formung fand, zum Gottesbekenntnis, zur reinen Religiosität, zur tiefsten Behimmung des Menschen auf Wesen und Ziel seines Seins. Rilke ging diesen Weg bereits als ganz junger Mensch; schon im Neunzehnjährigen war die Unruhe, die Sehnsucht nach dem Ewigen, dem Absoluten — damals aber sah man noch nirgends die wesentliche Bedeutung dieses qualvollen Umtriebens. Man nahm es vielmehr, wie alles, äußerlich, erklärte es psychologisch-wissenschaftlich, fast verstandesmäßig als Reaktion des Lebens eines übermäßig sensiblen, sehr defizienten, verzerrten, mimosenhaften Menschen; man nannte ihn einen Romantiker, der sich in katholische Symbole, mönchliche Lebensformen, Mystizismen flüchte, gegen die Welt und die Wirklichkeit voreingenommen sei, feminin und lebensuntüchtig ein ewiger Wanderer die Einsamkeit suche, um in seiner ästhetischen Abgeschlossenheit nicht zerstört zu werden. Kurzum, man zeichnete uns das Bild eines vornehmlichen, defizienten, überleben, überzarten Wesens: „zu müde bereits, zu edel zur Tat und zum Leben“, nach dem Worte von Thomas Mann.

Man vergaß sich mit diesem auch heute in Literaturgeschichten noch üblichen Urteile vollständig, weil man das Wesen des Tuns und Lebens, der Natur Rilkes vollkommen mißverstanden, wohl auch nicht zu verstehen imstande war. Gewiß war Rilke aus altem, verunkeltem Adelsgeschlecht, gewiß hatte er fürchtbare Qualen in den fünf Kadettenjahren ausgehalten und war auch von der Universität völlig unbefriedigt geblieben? Aber besagt diese Abstammung und dies Eigenleben etwas? Ist nicht bei einem so anders gearteten Dichter wie Wilhelmsbrunn gleiche Herkunft und Jünglingszeit zu beobachten? Und weiter: Rilkes Vor-

nehmtheit, Abgeschlossenheit, Weltflucht, Rilkes Freude an historischen Gestalten und Erinnerungen vergangener Geschlechter, an alte Parks, Schlösser, Gemälde, Interieurs, an die letzte Sepligkeit der Kultur, an die äußerste Vollendung der Künste, der Seelenart, an die Anbetung feinsten Empfindung, letzter Empfindbarkeit, reinsten Keuschheit, mütterlichsten Frauentums — Rilkes ganze und letzte Kulturreise, ist sie wirklich nur Ergebnis eines physiologischen Zustandes von Dekadenz? Widerspricht all diesen herabsehbenden Aussprüchen von Schwäche und Überkultiviertheit wirklich nicht die Fülle der Werke in den dreißig Schaffensjahren mit fast dreißig Bänden, jeder Band eine Welt umfassend, eine Welt voll Leiden und Liebe, voll Geisteskraft und Vergottung, von Empörungen aus materieller Gebundenheit in reines Seelentum?

Unsere Einstellung zu Rilke kann heute nicht mehr von den impressionistischen, ästhetisch-psychologischen, moralisch-eingehrigten Voraussetzungen einer verflochtenen Kulturperiode ausgehen. Sondern ausschließlich von unserer Wandlung und Erkenntnis zum Wesenhaften. Sie aber sagt uns am fünfzigsten Geburtstag Rilkes, daß nicht Schwäche und Dekadenz das Kennzeichen seines Werkes ist, sondern gerade die stärkste Kraft, die Kraft zum absoluten Leiden, um Gott zu suchen und zu erleben, um Gott zu erobern und zu besitzen. Dies absolute Leiden braucht — jeder religiöse Mensch weiß dies — allerdings alle Kräfte des gottsuchenden Menschen in dem Schauen und in der Kontemplation, in der Konzentration nach Innen: die Lebenskraft scheint bei solchen Menschen nach außen hin zu versiegen, so daß die sie nur von außen Betrachtenden für müde, abgelebt halten. Und dabei brennt doch das stärkste Feuer des Lebens in ihnen: die Flamme Gottes. Rilke hatte nun aber doppelte Arbeit zu leisten: er war nicht nur der Mensch des unbedingten Gottsuchens, sondern auch der Teilhaber einer Kultur, einer Wirklichkeit, die sich ihm ebenso sehr in den Tatsachen des erschauten Seins, der Kunstwerke und sozialen Lebensweise darbot wie in der Aufgabe des Lebensabschlusses, des Todes. Er war dämonisch von innen vorwärts getrieben durch seine Gottessehnsucht, zugleich aber von außen gebunden durch die materielle Kultur. Was während des Weltkrieges Tausende dann aus Leid und Not erfahren, daß der Sinn des Menschenlebens nicht die materielle Kultur, sondern Gott ist, das erstritt sich Rilke schon fünfzehn, zwanzig Jahre vorher, schon um 1900 mit dem „Stundenbuch“, mit den „Geschichten vom lieben Gott“: nämlich die Befreiung von Materiellem und die absolute Hingabe an Gott. Dieser Kampf war aber im Widerstreit zu allen geistigen Mächten und Formen der Zeit, inmitten des Impressionismus erste Geburt expressionistischer Kunst, Ausdruck der Innerlichkeit. Da Rilke ihn siegreich durchführte, ist er ein Beweis von der seelenerhöbenden Kraft des Dichters. Nicht Schwäche ist sein Kennzeichen, sondern letzte Kraft, die, dem Dämonischen im guten Sinn, Gott untertan, den Sieg über die Welt errang.

Wenn man die Bedeutsamkeit dieser Tat Rilkes eingesehen hat, kann man allein der Größe des Dichters gerecht werden. Mit ästhetisch-ethischen Ausführungen über die Stoffhaltigkeit seiner Verse, die Melodik und Eigenart seiner Sprache und Reime, die Besonderheit seines äußeren Lebens, das heimatlos ganz Europa durchwandert, über die Einzelheiten seiner Sensibilität,

Zurückhaltung, Beobachtungsgabe, Psychologie und enzyklopädischen Weltumfassens, über die ihm eigenen Gegensätze von Reichtum und Armut, Vornehmheit und Volk, Kindheit und Vollreife, Landschaftsnatur und Dinghaftigkeit, Muttertum und Mädchenreinheit, Einsamkeit und Liebe, Todessehnsucht und Lebensgenuß wird man Rilkes Gesamtwerk nicht gerecht. Man muß vom Wesenskern des Dichters ausgehen. Er ist religiös, dämonischreligiös. Diese Religiosität ist aber nicht die Religiosität des ungeistigen Menschen, der dumpflebenden Triebnatur, sondern des in letzter Kulturverfeinerung reifsten geistigen und das heißt absolut wahrhaftigen Menschen, der Gott nur erleben kann als die spannungslose Einheit des menschlichen Dualismus, als die Totalität über und aus den Polaritäten des Körperlichen und Unkörperlichen, des Stoffes und des Geistes. Dieses Gotteserlebnis hat Rilke sich erobert in einem jahrzehntelangen, leidensreichen furchtbaren Kampf, den durchgeführt zu haben Beweis höchster Kraft ist. Und den Zustand des in Gott-Wohnens drücken herrlich seine letzten Werke, vor allem die „Sonette an Orpheus“ aus: hier lebt ein reiner Mensch glücklich in der Seligkeit der Kräfteausstrahlung Gottes. Man muß dies schönste, tiefste Andachtsbuch unserer Zeit, neben den Duineser Elegien, nicht nur gelesen, sondern immer wieder in Versenkung erlebt haben, um zu wissen, daß Rilke zweifellos der größte geistige Lyriker deutscher Sprache ist, die bis jetzt herrlichste Vollendung jenes von Rethers über Gerhardt und Gellert zu uns führenden lyrischen Bemühens um den letzten persönlichen Ausdruck des Erlebens, das den Namen Gottes trägt.

Talkad, eine vom Flugsand begrabene Stadt

Wir entnehmen diese Beschreibung dem soeben im Verlag Deutsche Buchvertriebsanstalt, Dresden erschienenen Werke Hermann Mele: „Geheimnisse der Wüstengebirge“. Dieses neue Buch Meles bildet eine Fortsetzung seines erfolgreichen Werkes „Für Hagenbeck im Himalaja und den Urwäldern Indiens“.

Sivasamudram und die Gaurerwasserfälle liegen etwa in der Mitte des Weges nach Talkad. Noch annähernd 30 Kilometer sind bis dahin zurückzulegen, und zwar über einen unebenen Landweg hinweg, ein Zeichen, daß Talkad außerhalb der gewöhnlichen Touristenstrecke liegt.

Der Anblick dieser vom Flugsand begrabenen Stadt ist geradezu erschütternd: Wohin man blickt: Sand, Hügel von Sand, die sich etwa zwei Kilometer weit der Länge nach hinziehen. Nur die Spitzen von zwei Pagoden ragen aus der Wüste auf. Mehr als dreißig Tempel sollen unter den Dünen, die fast um dreißig Meter den Fluß überragen, begraben sein, und auf der öden, blaugelben Sandfläche, die sich über der vor 400 Jahren noch blühenden Hauptstadt ausbreitet, kann man gelegentlich auf die Granitplatten des Daches eines der verschütteten Tempel stoßen.

Aber allem die geheimnisvolle Stille einer ausgestorbenen Welt, unterbrochen von dem leisen Rauschen des heiligen Flusses. Das Gefühl, über die Trümmer einer der ältesten hohen Kulturstätten der Menschheit zu schreiten, und das niederdrückende Bewußtsein menschlicher Ohnmacht, um Gabe und Glück Naturgewalten gegenüber zu schämen, die noch am Werke sind, alles zu zerstören, was schwache Menschenhände

Buchkritik

Geschichte Ostasiens von Dr. F. K. Krause, Prof. an der Universität Heidelberg (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen). Zwei Bände mit einem Index. — Ganzlich besitzen wir nun ein Werk, das in zusammenfassender Darstellung die Geschichte Chinas, Japans und Koreas darstellt und wirklich wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Da dieser freudigen Begrüßung sollen Werke, wie das von Krause über die Kultur Chinas in der „Flug-Vortragsreihe“ Weltgeschichte des Verlags Ullstein und Nachbros Geschichte Japans in ihrer Bedeutung natürlich nicht herabgesetzt werden. Aber die Contadische Arbeit ist ja nur dem Namen nach, der die große Ullstein'sche Weltgeschichte in seiner Darstellung stehen hat, und Nachbros Werk, das übrigens noch abgeschlossen ist, geht so sehr ins Einzelne, daß seine Empfehlung wohl nur dem Geschichtsforscher zu empfehlen ist. Der von Rudo M. Hartmann herausgegebenen „Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung“ ist der Band über die Geschichte Chinas in der Darstellung nicht sonderlich gut geraten. Er verliert sich zu sehr in nackte Aufzählungen und ist von einer kaum noch zu überbietenden Fülle von, soviel wir wissen, noch nicht erschienenen

Worin es ankommt, das war die Darstellung eines Gesamtwerkes, welches die Geschichte des gesamten östlichen Asiens behandelt, also von der Erkenntnis einer kulturellen Verwandtschaft der ostasiatischen Staaten ausgeht, häufig geäußert ist und somit auch weitere Kreise interessiert. „Orie“ hat zu verzeichnen. Am besten mußte hierzu ein Mann geachtet sein, der die Kultur Ostasiens genau kennt und sie wissenschaftlich erforscht hat. Ein solcher Mann ist Prof. Krause in Heidelberg. Er hat mit seinem von uns hier mit großer Auszeichnung besprochenen Werk „Fu-Tao-So“ einen

glänzenden Beweis für die Beherrschung des Stoffes geliefert, der für die Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung Ostasiens von entscheidender Bedeutung ist, nämlich der Religionsgeschichte Chinas, Kulturgeschichte und politische Geschichte Ostasiens kann nur der schreiben, der davon ausgeht, daß die Grundlage dieser Geschichte die Religion ist, und sich tief in dieses Milieu eigenartiger religiöser Vorstellungen eingelebt hat. Und das hat Krause, wie gesagt, getan. Sein eben zitiertes Werk „Fu-Tao-So“ ist neben de Groot's „Unübersichtliches“ das wichtigste Buch, das bisher über die Religion Chinas erschienen ist.

Aber auch die anderen Forderungen, die wir zu erheben haben, werden in seiner „Geschichte Ostasiens“ durchaus erfüllt. Es ist eine umfassende Geschichte Ostasiens, die Darstellung ist so, daß auch weitere Kreise sie genießen können, und sie ruht auf sicherer, wissenschaftlicher Grundlage. Unsere Empfehlung greift daher in der Feststellung, daß hier unserem Volke ein Geschichtswerk dargeboten wurde, das sicherlich bald als ein Standardwerk seiner Art allgemein anerkannt werden wird. C.A.

Sumar der Nationen. Vier Bände. (Verlag Weltbuchhandel Berlin.) Die vier sehr sauber gedruckten Bände umfassen eine Auswahl der humoristischen Literatur Deutschlands, Amerikas, Frankreichs und Englands und sind nach diesen Ländern benannt. Der Herausgeber ist Walthar Petry. Eine Prüfung der Bände ergibt, daß die Auswahl — von Einzelheiten abgesehen — durchaus zu loben ist, und daß mehrere hervorragende Erzählungen der Weltliteratur Platz gefunden haben, die man sonstwo vergeblich suchen wird. Der literarische Horizont des Lesers wird dadurch in erfreulicher Weise erweitert. Die Hauptsache aber ist, daß der Leser bei der Lektüre der Erzählungen auch wirklich einen vollen Genuß empfindet. Und das ist der Fall. Wir empfehlen sonach die Sammlung bestens. C.K.

Deutschland ist vertreten durch: Wieland, Sturz, Vichtenberg, Lessing, Jean Paul, Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann, Büdler-Muskau, Gottfried Keller, Scheerbar, Walter. Man sieht, daß hier mancher erlauchte Name fehlt. Aber auch in der Beschränkung zeigt sich die Meisterschaft, insofern, als die aufgenommenen Stücke doch fast alle charakteristisch und wertvoll sind. — Amerika ist vertreten durch: Irving, Poe, Hawthorne, Aldrich, Bret Harte, Jack London, Henry. Dieser Band ist vielleicht der köstlichste von allen. — Frankreich wird durch folgende Namen repräsentiert: Voltaire, Danton, Stendhal, Mérimée, Balzac, Villiers de l'Isle-Adam, Maupassant, Laforgue, Jarry, Gide. Auch hier einzelne Schöpfungen voll überwältigender Romantik, doch hätte Laforgue entbehrt werden können. — England marschiert auf mit: Swift, Landor, Disraeli, Dickens, Hardy, Stevenson, Chesterton. 3.

Das Decameron. Ausgabe in drei Bänden mit 128 Illustrationen von Tony Johanneot, Grandville, Ranteuil, u. a. (Allgemeine Verlagsanstalt München.) — Eine ganz ausgezeichnete Ausgabe des klassischen Werks. Übersetzt wurde sie von A. G. Reihner und erschien erstmalig 1782 in St. Petersburg (Leipzig). Der behagliche Stil der Übersetzung paßt sich vortrefflich dem Originaltext an. Ein besonderer Schmuck sind die Bilder aus der Zeit der großen französischen Meister der Buchillustration. Sie begleiten den Text in willkommener Weise, regen unser Auge an und sind nie aufdringlich. Die Ausstattung der Ausgabe ist von vornehmer Schönheit: schlankes Format, hellroter Einband mit reicher Goldverzierung des Rückens im Stil alter Bucheinbände, sauberes Papier und klarer Druck. So wird diese Ausgabe bald das Entzückende all der Büchertiebhaber sein, die sich die ganz teuren und luxuriösen Decameron-Ausgaben nicht kaufen können, aber doch dieses Meisterwerk in schöner und würdiger Gewandung zu besitzen wünschen. C.K.

ihnen entgegenstehen, alle diese Gedanken und Empfindungen, zusammen mit dem mystischen Zauber der Landschaft, machen den Besuch Talsads zu einem unergleichlich tiefen Erlebnis. In der Höhe von mehreren Fuß wird jahraus jahrein der Sand auf die Städte gehäuft, und alles, was in den letzten Jahren durch Anpflanzungen gesehen ist, um die zunehmende Vererbung aufzuhalten, war vergebens. Der Sand steigt und steigt und bedroht auch die junge Siedlung von Talsad.

Selbstverständlich hat diese wundersame Erscheinung die Volkshantasie mächtig angeregt. Für letztere ist die katastrophale Vererbung keine Naturerscheinung, sondern die Folge eines Fluches. Die mit ihr verknüpfte Sage erzählt:

Der Radscha Tirumala in Seringapatam pilgerte, an einer unheilbaren Krankheit leidend, nach Talsad, um dort vor dem Schrein des seiner wunderbaren Heilkraft wegen berühmten Vedevaratempels zu opfern. Seine Gattin Rangamma führte die Regierung während seiner Abwesenheit. Als sie aber Nachricht bekam, daß ihr Herr und Gebieter dem Tode nahe sei, machte sie sich auf nach Talsad, um ihn noch lebend wiederzusehen. Mit den Regierungsgeschäften betraute sie für die Dauer ihrer Reise einen Radscha Wodebar von Mysore, dessen Dmnie noch heute am Ruder ist. Der Sage nach hatte sich die Radscha darauf verheißt, ein kostbares Rasenjüwel der Radscha Rangamma in seinen Besitz zu bringen; alle Schätze und Wirtelzüge, die er zu diesem Zwecke in Szene gesetzt hatte, waren fehlerlos.

Immer darauf bedacht, sich durch Eroberungen an Land und Schätzen zu bereichern, machte er die Weigerung der Rani, ihm das Jüwel zu überlassen, zu einem Kriegsgrund, warb ein Heer an und belagerte Talsad. Bald wurde die Stadt im Sturm genommen, bei dem der Radscha Tirumala fiel. Hierauf eilte seine Rani an einen Ort am Ufer des Stromes, der noch heute unter dem Namen Malingi bekannt ist, und rief feierlich folgenden Fluch aus: „Laß Talsad zu Sand werden! Verwandle Malingi in einen Strudel! Lasse die Mysore-Radschas keine Tronerben zeugen!“ Dabei warf sie ihr kostbares Rasenjüwel weit von sich in den Fluß, wo es im Dreißigjahr für Zeit und Ewigkeit unterging, dann stürzte sie sich in den Strom und ertrank.

Allem Anschein nach ist der Fluch der Rani in Erfüllung gegangen. Talsad liegt tief unter dem Sand begraben, bei Malingi befindet sich ein gefährlicher Strudel im Fluß, und die Mysore-Radschas sind schon häufig ohne direkte Thronerben geblieben, auch der Vertreter der Wodebarfamilie zu meiner Zeit blieb kinderlos.

Der imposanteste Tempel, der nicht vom Sande begraben wurde, ist der Vedevaratempel. Seine Vorderansicht zeigt zwei Steinbilder der Brüder Tala und Kadu, die nach dem Buche Sri Standa Purana folgende Rolle bei dem Ursprung der Stadt gespielt haben. Sie irrten mehrere Tage in der Gegend des heutigen Talsad, die damals eine von Elefanten bewohnte Wildnis war, und beobachteten, wie ein und derselbe Elefant täglich aus einem Leiche eine Lotusblume brach, seinen Müßel voll Wasser sog, dann einen bestimmten Busch mit dem Wasser benetzte, um endlich die Lotusblume niederzulegen und in die Krue zu sinken. Die Jäger wollten natürlich dem geheimnisvollen Vorgang auf den Grund zu gehen, hieben Busch nieder und entdeckten schließlich in seiner Mitte einen Baumwollbaum. Auch an diesen legten sie die Krue. Das Weil jedoch fuhr durch den Baum hindurch, traf auf einen Felsen und schlug ihm die Spitze ab. Kaum aber war der Stein zerplatzt, als das Blut aus ihm floß, das sich alsbald in Milch verwandelte. Nun wußten Tala und Kadu, daß sie einen Frevler begangen hatten. Sie standen an heiliger Stätte, da, wo Siva, der Gott der Wäher, sich als Lingam (Phallus) gestaltet, den Menschen offenbart, und sie sahen, daß sie dem Lingam die Spitze abgehauen hatten. Nun fielen die Frevler

auf ihre Knie und baten die Gottheit um Verzeihung für ihre Sünde. Und Siva war gnädig, hieß Tala und Kadu von der Milch trinken, befaß ihnen ein Plaster aus der Frucht des Baumwollbaumes zu bereiten und es auf seine Spitze zu legen, worauf die Wunde sofort heilte, und machte die beiden Frevler zu Wächtern des heiligen Ortes. Weil Siva Medizin für seine eigene Wunde hier verordnet hatte, wurde der Ort als Wallfahrtsort bei den verschiedensten körperlichen Gebrechen berühmt und später auf ihn der Vedevaratempel errichtet. Vedevara ist Siva.

Aber die Stätte von Talsad gilt den Indern noch aus anderen Gründen als heilig. Ramentlich ist es das Wasser des Cauvery, das von den verschiedensten Verfehlungen reinigt. So lebte einmal ein guter König, Dilipa mit Namen. Seine Feinde sungen ihn und verjagten ihn mit samt seinem Weibe aus ihrem Königreich. Die Flüchtlinge konnten nur noch das alte Gajaranya (Talsad) erreichen, als der König starb. Die Königin in ihrer Verzweiflung, errichtete einen Scheiterhaufen, um die Leiche ihres Gatten zu verbrennen und sich selbst in die Flammen zu stürzen. Da vernahm sie eine Stimme, die ihr befaß, von ihrem Vorhaben abzusehen, weil sie einen Sohne das Leben geben würde, der das Reich seines Vaters wieder beherrschen sollte. Nun habete sie täglich im Cauvery und schenkte schließlich einem Knaben das Leben, an dem Siva Wohlgefallen fand und den er zum Herrn der Welt machte.

Noch bezeichnender für die Heiligkeit Talsads ist eine dritte Erzählung, in der berichtet wird, daß der Brahmine Somadatta für seine vielen bußfertigen Handlungen von Siva die Gnade erhielt, sich eine Wohltat erbitten zu dürfen. Somadatta erbat sich die Gnade, nicht mehr wiedergeboren zu werden, weil er müde der unzähligen Wiedergeburt und des Todes geworden sei, und daß Siva ihm einen Ort anweisen möchte, an dem er glücklich und ohne Sorgen leben könne. Siva aber hieß ihn mit seinen Angehörigen nach Gajaranya pilgern. Auf dem Wege dorthin wurden alle von Elefanten vernichtet. Da sie aber hierbei an Siva und die Elefanten dachten, wurden sie als Elefanten wiedergeboren und erreichten so den Wallfahrtsort, wo sie Siva alle in seiner Wesenheit vereinigten und glücklich machte.

Auch Brahma, der mit Siva und Vishnu die indische Dreieinigkeit bildet, hatte in Gajaranya sein besonderes Erlebnis. Ihn war von Siva befohlen worden, die ganze Welt mit allen Geschöpfen zu erschaffen. So schuf er auch Saradadevi, seine Tochter, und sie wurde so schön, daß er sich in sie verliebte und sie besitzen wollte. Saradadevi aber verwandelte sich in ein Reh, floh und schrie laut nach Siva um Hilfe. Da verwandelte sich Brahma in einen Wolf und jagte der Flüchtenden nach. Siva aber hörte die Rufe Saradadevis, kam ihr zu Hilfe und hieß Brahma das Haupt ab. Als Verachteter kam nur Brahma, wiedergeboren, nach Gajaranya und belehrte Siva, den Herrscher aller Wesen, an. Nach dieser Ruhe gab ihm Siva Saradadevi zum Weibe.

Wie als Hüter des Vedevaratempels die beiden Jäger Tala und Kadu erscheinen, so ist wohl anzunehmen, daß unter den vielen verschütteten Tempeln Talsads sich auch solche befinden, die zur Erinnerung der drei übrigen anmutigen Sagen errichtet wurden, um Siva als Beschützer der Verwaisten, der Weisen und der verfolgten Anstalts zu verehren und die deshalb der Bevölkerung wichtig waren.

Der wichtigste Tempel jedoch ist der Kirti Narayanatempel, von dem nur noch größere Teile über dem Sande sichtbar sind; so das Dach und der in viele Stufen gegliederte, mit Ornamenten überladene Turm. Gerade bei ihm kann man die müllende Wirkung des Flugandes beobachten. Regen und mehr verschwinden da die Gliederungen und das für den indischen Baustil so charakteristische, verwirrende Meer belebender Figuren, durch Ausfüllung aller Vertiefungen mit

Sand. Grassamen, mit dem Sande angeweicht, hat längst begonnen zu keimen und Wurzel zu fassen, und so wird dort im Laufe der Zeit, anstatt eines anmutigen architektonischen Gefüges, ein unförmiger Mod zu finden sein, von dem die Nachkommenschaft der Eingeborenen sich mit Schauder erzählen wird, daß er die letzte Form eines Bauwerkes ist, an dem Tausende von Menschenhänden einst geschaffen haben, zur Ehre ihrer Götter und zur Freude ihrer Mitmenschen.

Dostojewskis Bekehrung zu Deutschland

Dostojewski, der so vielfach als Hauptvertreter des Slavophilentums in Anspruch genommen worden ist, hatte aus seinem durchaus russischen Weltgefühl heraus einen Haß gegen die westliche Kultur und richtete diese Abneigung besonders auch gegen Deutschland. Die starke Abneigung gegen alles Westeuropäische tritt besonders deutlich zutage in dem überaus interessanten „Tagebuch der Gattin Dostojewskis“, das in der Reihe der Nachlassschriften des großen Dichters jetzt bei M. Piper & Co. in München erscheint. Die fast täglich stenographisch niedergeschriebenen Aufzeichnungen der zweiten Frau Dostojewskis bieten eine ungeschminkte Darstellung der ersten Zeit dieser Ehe, die dem Dichter erst die Ruhe zu großen Schöpfungen bieten sollte, und geben zugleich in der Beschreibung der deutschen Reise von 1867, wo sich das Paar hauptsächlich in Dresden und Baden-Baden aufhielt, ein recht unterhaltendes Bild des damaligen Deutschland.

Dostojewski zeigt sich in dieser Zeit als ein großer Deutschfeind, aber seine Büttaustrüche richten sich durchaus nicht gegen Deutschland allein, auch die anderen Nationen kommen nicht besser weg, und er schreibt damals an einen Freund: „Ach wenn Sie wüßten, welche tiefgehende an das grenzende Abneigung ich gegen ganz Westeuropa gefaßt habe.“ Der Dichter hat sich aber von dieser ungerechten Beurteilung allmählich wieder entfernt, wie der Herausgeber des Tagebuchs, René Fülöp-Miller, in der Einleitung ausführt.

Die Briefe an seinen Bruder Michail zeigen, daß Dostojewski schon in seiner Jugend von Werken deutscher Dichter und Philosophen angezogen wurde. Deutsche Bücher waren es immer wieder, die ihn in den entscheidenden Zeiten seiner inneren Entwicklung beeinflussten. So ist seine idealistische Weltanschauung in der Zeit vor der sibirischen Gefangenschaft hauptsächlich von Schiller bestimmt; seine literarische Tätigkeit begann er damit, daß er Werke Schillers ins Russische übersetzte; er berichtet einmal aus diesen Jugendentagen, daß er ganze Nächte über Schiller „phantasierte“.

Das phantastische Element in seinen Schriften ist von G. A. Hoffmann beeinflusst, dessen Erzählungen auf ihn nach seinem eigenen Geständnis den tiefsten Eindruck machten, den er überhaupt jemals von Büchern erfahren. Auch mit der deutschen Philosophie beschäftigte er sich und vertiefte sich in Kant und Hegel. „Vom Studium Hegels“, so erklärt er einmal, „hängt meine ganze Zukunft ab.“ Als er sich dann zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von der Romantik abwandte und radikalen Ideen nachhing, war es wieder ein Deutscher, Max Stirner, dem er Gefolgschaft leistete, und in der Entfaltung seiner neuen christlichen Ideen war Novalis in vieler Hinsicht sein Führer.

Nach dem deutsch-französischen Kriege wurde Dostojewski in den letzten Jahren seines Lebens, zu einem ausgesprochenen Deutschfreund, und aus dem Verächter der deutschen Kultur, wie er uns in dem „Tagebuch der Gattin“ entgegentritt, ein großer Bewunderer und wahrer Freund deutscher Mensch, der in seinen politischen Schriften die Idee eines russisch-deutschen Bündnisses vertrat und von dem Zusammenhang der beiden Staaten für Rußland große Vorteile erwartete. „Ein Bündnis zwischen diesen beiden Staaten“ äußerte er sich damals, „würde Rußland und Deutschland zu den alleinigen Beherrschern Europas machen.“ Man hat mit Recht von ihm gesagt, er sei für das damalige Rußland der Vertreter der Bismarckschen Politik gewesen.

Besonders bedeutsam für diese Bekehrung Dostojewskis ist eine redaktionelle Bemerkung, die er als Redakteur des „Grassdinin“ in den sechziger Jahren einem Artikel seines Verichterstatters aus Halle beifügte. „Bei uns wird der deutsche Patriotismus schon seit langer Zeit vielfach verspottet“, schreibt er da. „In Wirklichkeit aber müßte man diese begeisterte Vaterlandsliebe mit Reid betrachten, zumal sie Deutschland die Kraft zu neuen Fortschritten in Wissenschaft, Kunst und Dichtung verleiht und weil sie vielleicht viele Seelen bereichert.“ Er nennt die Deutschen ein glückliches Volk, weil sich ihre langgehegten Hoffnungen erfüllt haben, und wirft dann die Frage auf, ob diese neue Entwicklung Bestand haben werde: „Um auf diese Frage zu antworten, muß man sich an das geistige Leben des Volkes wenden; denn ein Volk erhält sich nicht nur durch seine Militärmacht und lebt nicht von Brot und Manufakturwaren, sondern zweifelslos von den Ideen, die in seinem Herzen und in seiner Seele wohnen. Die Deutschen wissen sehr genau, daß das die Hauptsache die Frage ihres inneren Lebens ist, und darum haben sie gerade in der letzten Zeit begonnen, oft und von verschiedenen Seiten über ihre Kultur, über deren gegenwärtige Bedeutung und die Hoffnungen, die man auf sie gründen kann, zu sprechen.“

Dostojewski erwähnt dann die Bedeutung der Ideen Schopenhauers und der Wagnerischen Musik, das Wissen des Deutschen und Russen Händels und Schlicke: „So sind die Deutschen in diesen und in vielen anderen Dingen unsere Lehrmeister gewesen und werden es noch lange sein. Wollen wir uns endlich einmal aus der Lage der Schulfungen befreien und der zuweilen wohlverdienten Verachtung entgegen so müssen wir uns bestreben, sie recht zu verstehen.“ (Aus dem „Piperboten“.)

*) Das Tagebuch der Gattin Dostojewskis. Mit 20 Bildern und Ansichten. 550 Seiten. Roter Leinenband M. 2.00

Daumier und Bir. Eine Sammlung Daumier'scher Lithographien in neun Bänden. (Verlag Paul List Leipzig.) — Honoré Daumier, einer der ganz großen Namen aus der Geschichte der Malerei und der Zeichnung ist eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten bei uns entdeckt worden. Seine Bedeutung wurde rasch erkannt, und seine Eigenart kam gerade deutschen Empfinden weit entgegen. So gehört er heute bereits zu den Lieblingen der Kunstfreunde, deren ganzer Stolz es ist, echte Lithographien von Daumier in ihren Zimmern hängen zu haben. Daumier ist der klassischste, satirische Schilderer des Spieghelgürtums. Seinem scharfen Blick entgeht keine Kleinigkeit. Aber bald genug lernte er einsehen, daß das Spieghelgürtum eigentlich überall anzutreffen ist, nicht bloß im Alltag des Lebens, sondern auch in der Politik, in der Kunst, im Theater, im Militärwesen, in der Justiz. Seine sabelhafte Begabung reicht aus, um ihn allen Erscheinungen gerecht werden zu lassen. Die wichtigsten Kultur- und Lebensäußerungen des Alltags werden von ihm ebenso erfaßt, wie die erhabenen Betätigungen des auf der Höhe wandernden Elitemenschen. Die Masse müssen alle hergeben, und in ihrer menschlich-allgemeinlichen Nähe stehen sie vor uns.

Das Werk Daumiers ist von gigantischem Umfang. Aber man wird nicht müde, immer wieder neue Einzelheiten kennen zu lernen. So war es ein guter Gedanke des Verlags Paul List, die deutsche Öffentlichkeit mit dieser großangelegten Ausgabe zu überraschen. Als die beiden ersten Bände liegen vor: „Daumier und die Politik“ und „Daumier und das Theater“. Sie sind in großem Format gehalten und lassen in reproduktionstechnischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Jeder Band umfasst etwa 60—70 Blätter. Als Weihnachtsgeschenk seien die Bände besonders warm empfohlen. Sie sind und bleiben eine Bereicherung der Bibliothek und werden jedem, der sie genießt, das verschaffen, was uns heute so sehr fehlt: ein gesundes und herzliches Lachen.

Mexiko, Baukunst, Landschaft, Volksteden. Aufnahmen von Hugo Wehne. Mit einer Einleitung von Walter Stauf. (Verlag Ernst Basermann A.-G. Berlin.) — Ein neuer Band der vorzüglichen Sammlung „orbis terrarum“, welche uns die Länder der Erde im Bild vorführt und in ethnographischer, sowie künstlerischer Hinsicht das Beste darstellt, was wir bis jetzt auf diesem Gebiet der Völkervermittlung erlebt haben. Photographische Aufnahmen an Ort und Stelle, bewerkstelligt von künstlerisch befähigten Kennern der photographi-

schen Technik, bilden die Grundlage der einzelnen Bände. Erfreulicherweise werden wir aber nicht nur mit den paar markanten architektonischen Schönheiten des betreffenden Landes bekannt gemacht, die schon jeder Gebildete ohnehin kennt, sondern es ist der Ehrgeiz des Verlags und der Herausgeber, uns einen wirklich neuen Blick tun zu lassen in das Innerste der Kultur. So wird nicht bloß die Baukunst, sondern auch die Landschaft und das Leben des Volkes berücksichtigt. Es entstehen umfassende Gemälde, deren starken Eindruck jeder erliegen muß, der diese schönen Bände zur Hand nimmt. Alle diese Vorzüge vereinigen sich wieder von neuem in dem neuen Bande „Mexiko“, der uns mit einem der schönsten und interessantesten Länder der Erde vertraut macht. Er sei hiermit angelegentlich empfohlen.

Zeitschriftenschau

Die Horen (Horen Verlag Berlin B. 30, Neue Winterfeldstraße 29), Vierteljahrshefte des Künstlerbunds (Herausgeber Hanns Martin Kister) beginnen mit ihrem sechsten erschienenen 1. Heft den 2. Jahrgang ebenso reich und glücklich, wie der 1. Jahrgang verlaufen war. Wenn der Herausgeber im Einleitungsaufsatz „Die Lage des deutschen Geistes in der Gegenwart“ erklärt, so bietet er damit auch zugleich das Programm der Zeitschrift in neuer und klarer sowie gegenwartsfrischer Gestaltung dar. Das Heft bringt ferner einen Jullus Hinesischer Sonette von Theodor Däubler und eine Reihe Gedichte von Oskar Schlemmer, die Albert Ehrenstein wunderbar verdeutscht hat, sowie eine Novelle von Alfred Bruck „Die Hochzeit der Seelen“. Eine weithin beachtungserregende Arbeit bedeutet dann der Dramenbeitrag des Heftes mit Albrecht Schaeffers zwei spanischen Fragmenten zu einer Tragödie „Kleith“. Wilhelm v. Scholz bietet drei wesentliche Aufsätze über Kunst. Auch der übrige Inhalt ist interessant und geistig. So bietet die Zeitschrift auf den 110 Seiten einen Querschnitt durch die Literatur und Kunst der Zeit. Die bildende Kunst wird durch eine mit 11 Abbildungen und einer Lithographie geschmückten Aufsatz über den in Breslau lebenden Karlsruher Alexander Kanold von Wilhelm Hausenstein so stark vertreten, daß man auch hier den Kernpunkt heutiger Kunst zu erfassen vermag. Mäße der Zeitschrift durch Teilnahme aller wahrhaften Literatur- und Kunstfreunde die Möglichkeit geboten werden ihr legendäres Werk immer weiter auszubehnen und zu vollenden.